



Leitfaden Inklusion in Gemeinde und Kirche

**Grundsätze und Hinweise zur Seelsorge
für Menschen mit Behinderung**

Einleitung

Alle gehören dazu – immer und überall.

Sensible Seelsorge für Menschen mit Behinderung und deren uneingeschränkte Teilhabe am Gemeindeleben sind die Ziele, mit denen dieses Konzept vorgelegt wird. Alle sollen dazugehören mit ihren unterschiedlichen Bedürfnissen und Möglichkeiten. Grundlage dafür sind die Vision und Mission der Neuapostolischen Kirche.

Die Vision

„Eine Kirche, in der sich Menschen wohlfühlen und – vom Heiligen Geist und der Liebe zu Gott erfüllt – ihr Leben nach dem Evangelium Jesu Christi ausrichten und sich so auf sein Wiederkommen und das ewige Leben vorbereiten.“

Die Mission

„Zu allen Menschen hingehen, um sie das Evangelium Jesu Christi zu lehren und mit Wasser und Heiligem Geist zu taufen.

Seelsorge leisten und eine herzliche Gemeinschaft pflegen, in der jeder die Liebe Gottes und die Freude erlebt, ihm und anderen zu dienen.“

Mit den folgenden Grundsätzen und Hinweisen kommen keine neuen Aufgaben auf die Gemeinden zu. Die vielgestaltigen Lebenswelten der Menschen mit Behinderung mit ihren Stärken, Freuden und Problemen finden sich bereits in unseren Gemeinden. Unsicherheit und eine gewisse Scheu verhindern jedoch manchmal den offenen Umgang mit Menschen mit Behinderung und deren Angehörigen.

Auf dem Weg zur Verwirklichung von Inklusion gilt es,

- Haltung zu entwickeln
- Teilhabe zu ermöglichen
- Nähe zu suchen

Möge das Verständnis für Menschen, die unmittelbar und mittelbar von Behinderungen betroffen sind, geweitet und der Gedanke der Inklusion in den Gemeinden stärker verankert werden:

Alle gehören dazu – immer und überall!

Inhaltsverzeichnis

1. Haltung entwickeln – Bedeutung eines inklusiven Menschenbildes	4
2. Teilhabe ermöglichen – von der Integration zur Inklusion	4
2.1. Gesellschaftlicher Wertewandel: Das Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (UN-Konvention).....	4
2.2. Die UN-Konvention im Kontext zu Kirche und Gemeinde	5
2.3. Definition von Behinderung	5
3. Nähe suchen – inklusive und sensible Seelsorge	6
3.1. Seelsorge durch Gemeinde.....	6
3.2. Individuelle Seelsorge	6
3.3. Seelsorge – kein Ersatz für professionelle Beratung und Therapie.....	7
3.4. Seelsorge für Eltern eines Kindes mit Behinderung.....	7
3.5. Gottesdienste, Andachten und Segenshandlungen	8
3.5.1. Unterschiedliche Aufnahme und Verarbeitung von Information	8
3.5.2. Die Wortverkündigung – eine Herausforderung.....	8
3.5.3. Einfache Sprache, Mundbild und unterstützende Gesten.....	9
3.5.4. Die emotionale Ebene – Stimmung im Gottesdienst.....	9
3.5.5. Ergänzende Angebote	9
3.5.6. Teilhabe an Segenshandlungen.....	9
3.6. Kinder und Jugendliche mit Behinderung in unseren Unterrichten und Gruppen – einige Herausforderungen und Lösungsansätze.....	10
3.6.1. Kommunikation	10
3.6.2. Kooperation.....	10
3.6.3. Didaktik	10
3.6.4. Nachhaltigkeit	11
3.6.5. Methodik	11
3.6.6. Motivation	11
4. Umsetzung	12
5. Anhang	13
5.1. Sprache.....	13
5.2. Sprachliche Ebene („Einfache Sprache“)......	13
5.3. Schriftliche Ebene („Leichte Sprache“)	14

1. Haltung entwickeln – Bedeutung eines inklusiven Menschenbildes

Seelsorgende für Menschen mit Behinderung kommen nicht umhin, ihr Menschenbild und ihre Haltung zu überprüfen. Das gilt für jede Seelsorge, z.B. in der Familie, in Einrichtungen, in der Kinder- und Jugendseelsorge sowie in den Gottesdiensten. Folgende Fragestellungen können bei dieser Selbstreflexion helfen: Liegt meiner Haltung, die mein Verhalten bestimmt, ein Menschenbild zugrunde, das den Möglichkeiten und Ressourcen eines Menschen Beachtung schenkt und sich nicht an seinen Defiziten orientiert? Liegt meiner Haltung, die mein Verhalten bestimmt, ein Menschenbild zugrunde, das den Menschen mit Behinderung als einen gleichwertigen Menschen wahrnimmt und ihn nicht nach Leistung und gesellschaftlichen Normen bewertet?

Das Gebot des Evangeliums, Gott über alles zu lieben und den Nächsten wie sich selbst, ist meine Richtschnur. Ich bemühe mich darum, Ängste abzubauen, weil ich weiß, dass sich ein Mensch mit Behinderung durch sein Menschsein definiert und nicht durch seine Behinderung. Ich habe fast alles mit ihm gemein. Die Behinderung ist nicht sein Wesen, sondern nur eine Bedingung seines Lebens. Ich stelle das Lebensrecht von Menschen mit Behinderung nicht in Frage und maße mir nicht an, Sinn und Qualität menschlichen Lebens mit Behinderung negativ zu bewerten.

2. Teilhabe ermöglichen – von der Integration zur Inklusion

2.1. Gesellschaftlicher Wertewandel: Das Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (UN-Konvention)

Seit März 2009 haben die Staaten der EU und weitere Staaten die UN-Behindertenrechtskonvention unterzeichnet. Die Diskussion um Integration und Inklusion ist über Jahre nur in pädagogischen Kreisen geführt worden. Heute beschäftigen sich nicht mehr nur Pädagogen, sondern auch Eltern, Verbände und zunehmend die Öffentlichkeit damit. In der UN-Konvention wird der Begriff der Integration von dem der Inklusion abgelöst. Inklusion versteht sich als konsequente Weiterentwicklung des Integrationsgedankens. Der Begriff Integration meint, einen außenstehenden Menschen in ein bestehendes System hineinzunehmen, ohne das System grundlegend zu verändern. Inklusion geht davon aus, dass zum gesellschaftlichen System grundsätzlich *alle* dazugehören. Das erfordert, die Bedingungen für das System und in dem System so zu gestalten, dass niemand an der Teilhabe gehindert wird.

Kurz gesagt, erübrigt sich in Staat und Gesellschaft mit dem Unterzeichnen der UN-Konvention die Frage, *ob* Menschen mit Behinderung zu integrieren sind; es geht nur noch um die Frage, *wie* das zu leisten ist. In der englischsprachigen Literatur ist eine internationale Verständigung über den Inklusionsbegriff zu erkennen:

- Inklusion wendet sich der Heterogenität von Gruppierungen und der Vielfalt von Personen positiv zu. Sie folgt aus einem Menschenbild, einer Haltung, die davon ausgeht, dass Unterschiedlichkeit normal ist und nichts Besonderes. Sie erfordert keine gesonderte Behandlung einzelner Gruppen.¹
- Inklusion ist ein Weg. Im Sinne vorurteilsbewusster Haltung und Erziehung bemüht sich Inklusion, alle Aspekte von Heterogenität gemeinsam zu betrachten. Hier kann es um unterschiedliche Fähigkeiten, Geschlechterrollen, ethnische Herkunft, körperliche Bedingungen oder anderes mehr gehen. Dabei wendet sich Inklusion gegen die

¹ nach Hinz, Andreas: Vom sonderpädagogischen Verständnis der Integration zum integrationspädagogischen Verständnis der Inklusion!? Bad Heilbrunn, 2004 und nach Hinz, Andreas: Inklusion – historische Entwicklungslinien und internationale Kontexte, Marburg, 2008

Konstruktion jeweils zweier Kategorien wie zum Beispiel: Deutsche und Ausländer, Männer und Frauen, Behinderte und Nichtbehinderte, Heterosexuelle und Homosexuelle. In der Konsequenz ist eine Gruppe ein unteilbares Spektrum von Individuen.¹

Inklusion wendet sich gegen jede gesellschaftliche Tendenz, Menschen an den Rand zu drängen. Teilhabe an allgemeinen Orten wird damit zum unteilbaren Menschenrecht. Dahinter steht die Vision von einer inklusiven Gesellschaft; ihr gilt es, sich beständig anzunähern.¹

2.2. Die UN-Konvention im Kontext zu Kirche und Gemeinde

Kirche ist Teil von Öffentlichkeit und wird geprägt durch gesellschaftlichen Wandel. Der mit der Inklusion verbundene Wertewandel kann nicht ohne Auswirkungen auf das Leben gemeinsam mit Menschen mit Behinderung in unseren Gemeinden bleiben.

Das in der UN-Konvention beschriebene Verständnis von Inklusion stimmt in vielen Aspekten mit dem Evangelium Jesu überein: den Mitmenschen in seinem Sein zu achten wie sich selbst, die Würde aller Menschen unabhängig von Leistung und Fähigkeiten zu sehen, die Schwachen zu schützen. Diese Aspekte sollten das Leben in christlichen Gemeinden prägen.

In der Gebietskirche Süddeutschland gibt es bereits unterschiedliche Angebote für Menschen mit Behinderung. Im Sinne der UN-Konvention bedürfen diese jedoch einer Weiterentwicklung hin zur Inklusion. Das bedeutet und erfordert: Menschen mit Behinderung gehören dazu, immer und überall. Inklusion findet in der Gemeinde statt. Formen und Vorgehensweisen, Methoden und Sprachverhalten sollten auch den Bedürfnissen der Menschen mit Behinderung gerecht werden. Da, wo durch Behinderungen Bedürfnisse entstehen, die nicht der so genannten Norm entsprechen, gilt es Ausgleiche zu schaffen, statt auszugrenzen.

Am einfachsten scheint es zu sein, äußere Bedingungen zu verändern, damit Menschen mit körperlichen Handicaps teilhaben können. Barrierefreies Bauen wird bei der Planung von Neu- und Umbauten von Kirchen – auch durch gesetzliche Auflagen – mehr und mehr zur Selbstverständlichkeit.

Im Bereich der Sinnesbehinderungen ist vor allem die Begleitung von Glaubensgeschwistern mit Hörbehinderung regional gut entwickelt. Das ist nicht verwunderlich in einer Kirche, in der die Wortverkündigung im Mittelpunkt steht. Entwicklungsbedarf besteht besonders bei der individuellen Seelsorge und bei der Gestaltung von Gottesdiensten und Unterrichten, damit Menschen mit geistiger Behinderung, Lernbeeinträchtigung und Verhaltensauffälligkeiten ebenfalls teilhaben können.

2.3. Definition von Behinderung

„Eine Lehrerin erzählt, was sie auf dem Schulhof erlebt hat. Ein Junge fragt sie: ‚Frau K., hat der liebe Gott wirklich alles gemacht?‘ Darauf die Lehrerin: ‚Ja natürlich! Alles, die ganze Welt.‘ Da baut sich der Junge direkt vor ihr auf und bohrt nach: ‚Mich auch, Frau K.? Mich auch?‘. Die Lehrerin: ‚Klar! Wenn er alles gemacht hat, dann dich auch.‘ Da reißt der Junge beide Arme hoch und tanzt vor Freude. Er hat ein rundliches Gesicht schlitzförmige Augen und Mühe, seine Zunge im Mund zu halten – er gilt als geistig behindert. Doch das hat er besser verstanden, als viele von uns: Er weiß, was es heißt, ein Kind Gottes zu sein.“²

² Franz Kamphaus, Limburg, 2002

Das heutige Verständnis von Behinderung sieht Behinderung niemals als das Wesen eines Menschen. So ist zum Beispiel der mit Trisomie 21 geborene Tim in erster Linie das Individuum Tim und nicht „der mit dem Down-Syndrom“. Das drückt sich bereits in der Sprache aus. Wir reden nicht mehr von „Behinderten“, sondern von „Menschen mit Behinderung“. Behinderung wird auch nicht mehr ausschließlich als Problem des Einzelnen gesehen. Sie wird vielmehr in Abhängigkeit von den Normen der jeweiligen Gesellschaft definiert.

„Das Verständnis von Behinderung entwickelt sich ständig weiter. Behinderung entsteht aus der Wechselwirkung zwischen Menschen mit Beeinträchtigungen und einstellungs- und umweltbedingten Barrieren, die sie an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern.“ (UN-Konvention, Präambel)

„Zu den Menschen mit Behinderungen zählen Menschen, die langfristige körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, welche sie in Wechselwirkung mit verschiedenen Barrieren an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern können.“ (UN-Konvention, Artikel 1)

3. Nähe suchen – inklusive und sensible Seelsorge

3.1. Seelsorge durch Gemeinde

Seelsorge erfahren wir auf unterschiedliche Art und Weise. Sie wird in Gottesdiensten und Unterrichten sowie als individuelle Zuwendung angeboten. Dabei ist zunächst festzuhalten, dass Gemeinde an sich ein wichtiger seelsorgerischer Raum ist.

Eine Gemeinde besteht aus Menschen mit individuellen Lebensgeschichten. Auch Menschen mit einer Behinderung gestalten so unsere Gemeinden mit. Wie bei Menschen ohne Behinderung sind die Lebensumstände sehr facettenreich und heterogen: von Überversorgung bis Vernachlässigung, von sozialer Integration bis Einsamkeit, von Selbstbestimmung bis Bevormundung. Wie alle Menschen möchten auch unsere Glaubensgeschwister mit Behinderung im Leben Ausgewogenheit erfahren, Partnerschaft erleben und glücklich sein. Die Diskrepanz zwischen Wunsch und Realität führt oft zu inneren Spannungen und der Ernüchterung, das Leben nur teilweise ausschöpfen zu können und am Rande der Gesellschaft zu stehen. Um ihr Leben zu akzeptieren und die Behinderung zu bewältigen, sind diese Menschen auf Hilfe und damit auch auf Seelsorge angewiesen.

Der Glaube soll allen ein erfülltes Leben ermöglichen. Deshalb gilt in besonderer Weise in der Gemeinde der Aufruf, Menschen mit Behinderung als einen gleichwertigen Teil der Gemeinde anzunehmen.

Sie sollen selbstverständlich am Gemeindeleben mit allen Segenshandlungen und Sakramenten teilhaben. Seelsorge sollte darauf achten, dass die Erfahrungen, Bedürfnisse und Möglichkeiten der Menschen mit Behinderung wahrgenommen werden. Dabei gilt es, dafür Sorge zu tragen, dass ihr Recht auf ein selbstbestimmtes Leben geachtet wird und dass sich alle in der Gemeinde auf den anderen einlassen und sich nicht zu ihm herablassen.

3.2. Individuelle Seelsorge

Außer der Seelsorge, die von Gemeinde geleistet wird, sollte auch eine individuelle Seelsorge gewährleistet sein. Seelsorgebesuche finden unabhängig davon statt, ob die Betroffenen in ihrer Familie, in betreuten Wohnformen oder alleine leben.

Menschen mit Behinderung und ihre Familien brauchen keine spezielle Seelsorge, sondern eine sensible Seelsorge wie wir alle. Diese zeichnet sich unter anderem durch umfassende Achtsamkeit aus, die auch die unterschiedlichen Lebensbedingungen berücksichtigt.

Grundlage für den Zugang zu allen Glaubensgeschwistern ist meine Glaubwürdigkeit als Person. Wohlüberlegte Formulierungen nutzen wenig, wenn sie nicht meiner inneren Haltung entsprechen, ich dabei nicht authentisch bin. Der nonverbale Teil der Kommunikation, zum Beispiel Körpersprache, Mimik und Gestik, kann wesentlich mehr Bedeutung als das gesprochene Wort haben. Wenn ich authentisch bin – dazu muss ich nicht vollkommen sein – schaffe ich die Basis für ein vertrauensvolles Miteinander.

Alle an der Kommunikation Beteiligten sind gleichberechtigte Gesprächspartner. Für einen wirklichen Kommunikationsprozess ist die Balance zwischen Zuhören und Reden entscheidend. Ich mache mir bewusst, dass Menschen in schwierigen oder unangenehmen Situationen häufig ein starkes Mitteilungsbedürfnis haben. Hier ist es wichtig, dass ich durch intensives Zuhören und durch Begrenzung meines eigenen Redeanteils meinen Gesprächspartner besser verstehe und mich in ihn hineinversetze. Interessierte, nicht taktlose oder neugierige Nachfragen unterstreichen meine zugewandte Haltung. Ein Gesprächspartner, der sich verstanden fühlt, beteiligt sich offener und motivierter am Gespräch.

Unser Glaube an einen liebevollen, sich den Menschen zuwendenden Gott zeigt sich in der direkten Hinwendung Jesu Christi zu seinen Zeitgenossen. Mehrfach wendet sich Jesus Menschen mit Behinderung zu, holt sie aus ihrer Ausgrenzung und stellt sie in die Mitte. Bei allen Begegnungen achtet er die Würde der Menschen und verdeutlicht, dass jeder Mensch von seinem Schöpfer geliebt wird. Christus schafft eine innere Barrierefreiheit. Wie er will ich als seelsorgende Person in einem jeden Menschen das von Gott geliebte und zur Gemeinschaft mit ihm geschaffene Geschöpf sehen.

3.3. Seelsorge – kein Ersatz für professionelle Beratung und Therapie

Seelsorge kann nicht professionelle Beratung, medizinische oder therapeutische Behandlung ersetzen. Mit psychosozialen Beratungsgesprächen und Kriseninterventionen hat die seelsorgerische Tätigkeit nur die beständige Begleitung und das unvoreingenommene Zuhören gemein. Wie in der professionellen Therapie sollte auch in der Seelsorge bedacht werden, dass Ratschläge auch Schläge sein können. Das macht deutlich, dass geduldiges Zuwenden, Zuhören und Einfühlen Kennzeichen sensibler Seelsorge sind.

3.4. Seelsorge für Eltern eines Kindes mit Behinderung

Die Diagnose einer Behinderung trifft Eltern in der Regel völlig unerwartet. Ihre Lebenssituation wird hinsichtlich ihrer Pläne, Wunschvorstellungen und der gesellschaftlichen Einbindung durch die Geburt eines Kindes mit Behinderung nachhaltig verändert. In einer Gesellschaft, die Schönheit, Leistung, Funktionstüchtigkeit und Stärke als zentrale Werte vertritt, erfährt eine Familie mit einem Kind mit Behinderung unter Umständen vielfache Stigmatisierung und Ausgrenzung. Unter solch gesellschaftlichem Druck neigen Eltern dazu, die Verantwortung für die Behinderung ihres Kindes zu übernehmen. Statt Freude halten oft Trauer und Schuldgefühle in diesen Familien Einzug. Auch eine Glaubenskrise kann die Folge sein.

In dieser frühen Phase der Elternschaft erfahren Eltern häufig aus Unsicherheit im gesellschaftlichen Umfeld Isolation und Ausgrenzung. Seelsorge im oben beschriebenen Sinn und eine Gemeinde, die Geborgenheit bietet und Sprachlosigkeit überwindet, sind hier von hohem Wert. Es hat sich gezeigt, dass Eltern, die den Trauerprozess um ihr nicht perfektes Kind nicht verdrängt haben, sondern mit hilfreichen Beistand durchlebt haben, ihr Kind danach annehmen konnten. Sie konnten positive, wenn auch veränderte

Zukunftsperspektiven entwickeln. Liebevolle Begleitung, Zuhören statt schnellen Erteilens von Ratschlägen, gemeinsames Gebet und Trost aus dem Evangelium bieten Hilfe in der Trauer und bei der Bewältigung von Schuldgefühlen.

Im Entwicklungsprozess ihres Kindes werden Eltern immer wieder schmerzliche Phasen erleben, wenn zum Beispiel die schulische Integration nicht gelingt, wenn keine wirkliche Berufsauswahl oder kein eigenständiges Erwachsenenleben möglich werden. Auch in den genannten unterschiedlichen Lebensphasen darf seelsorgerische Zuwendung nicht mit Mitleid verwechselt werden. Mitleid oder unpassender Trost werden von den Betroffenen eher herablassend als unterstützend empfunden. Wenn es den Eltern gelungen ist, ihr Kind anzunehmen, wollen sie sich wie alle Eltern an ihrem Kind freuen und auf seine Entwicklungsfortschritte stolz sein, auch wenn diese im Vergleich mit anderen Kindern auf den ersten Blick geringer scheinen mögen. Gute Seelsorge zeichnet sich aus durch Wertschätzung und Akzeptanz, durch Ermunterung und Bestätigung. Das gibt Sicherheit, Stärke und Zuversicht.

3.5. Gottesdienste, Andachten und Segenshandlungen

3.5.1. Unterschiedliche Aufnahme und Verarbeitung von Information

Aufnahme und Verarbeitung von Informationen geschieht bei Menschen auf unterschiedliche Art und Weise. Manchen gelingt es, in kurzer Zeit viele Informationen aufzunehmen und zu verarbeiten, andere benötigen mehr Zeit. Wieder andere können Informationen nur in einer begrenzten Menge oder nur über einen begrenzten Zeitraum aufnehmen.

Ebenso bestehen erhebliche Unterschiede von Mensch zu Mensch, über welche Sinne ihn Informationen am besten erreichen. Wir sprechen beispielsweise vom visuellen Typ oder vom auditiven Typ. Nicht zuletzt entscheiden auch Emotionen bei vielen Menschen über die Qualität der Informationsverarbeitung.

Die individuellen Unterschiede bei der Aufnahme und der Verarbeitung von Informationen sind bei Menschen mit Behinderung genauso groß wie bei Menschen ohne Behinderung.

3.5.2. Die Wortverkündigung – eine Herausforderung

In unseren Gottesdiensten und bei den Segenshandlungen steht die Wortverkündigung im Mittelpunkt. Dabei kann bei der genannten Bandbreite von Aufnahme und Verarbeitung der Informationen nur eingeschränkt auf die Bedürfnisse der Zuhörer eingegangen werden. Kurz gesagt: Es ist eine Herausforderung, alle zu erreichen. Daher sollten die uns zur Verfügung stehenden Möglichkeiten der Gottesdienstgestaltung umfassend ausgeschöpft werden.

Jesus Christus ist auch hier ein maßgebliches Vorbild. Seine Art, mit Gleichnissen und Bildern aus der Erfahrungswelt seiner Zuhörer zu lehren, ist auch heute noch das Mittel der Wahl, um Dinge verständlich zu machen und einer breiten Zuhörerschaft zu erschließen. In den Inhalten seiner Verkündigung nimmt Jesus Themen seiner Zuhörer auf und bedient sich der Anschauungen und Erfahrungen seiner Zeit: Jesus knüpft am Erlebnishorizont seiner Zuhörer an, wenn er von Acker, Saat, Unkraut und Ernte spricht oder wenn er die Themen Gesundheit und Krankheit, Treue und Untreue, Leben und Tod aufgreift. Jesus belehrt nicht von oben herab, sondern er greift Sorgen und Leiden, Bangen und Hoffen der Menschen auf und entwickelt daran seine Beispielrede und seine zeichenhafte Handlung.

Ganz bewusst sollten die Inhalte der Predigt in unseren Gottesdiensten durch Bildhaftigkeit der Sprache und Bezug zur Lebenswirklichkeit der Zuhörer geprägt sein.

3.5.3. Einfache Sprache, Mundbild und unterstützende Gesten

Förderlich zur guten Verständigung im Gottesdienst ist der Gebrauch der sogenannten Einfachen Sprache. Für Gottesdienstbesucher mit kognitiven Einschränkungen, also mit Beeinträchtigungen hinsichtlich ihrer Wahrnehmung, ihres Denkens und Verstehens, wäre es eine Hilfe, wenn es im Gottesdienst regelmäßig einen Predigtbeitrag in Einfacher Sprache gäbe.

Davon profitieren auch Kinder und Gottesdienstteilnehmer, die sich nicht gut konzentrieren können, deren Gehör beeinträchtigt ist oder deren Kenntnisse der Landessprache eingeschränkt sind. Regeln der Einfachen Sprache sind beispielsweise das Benutzen von kurzen, bekannten Wörtern und das Sprechen in einfachen Hauptsätzen, Möglichkeitsformen und Verneinungen werden vermieden. Weitere Kriterien der Einfachen Sprache sind im Anhang zu finden.

Eine weitere recht einfach anzuwendende Hilfe für gutes Verstehen im Gottesdienst ist gegeben, wenn Predigende sehr aufmerksam auf ihr Mundbild achten. Unter Mundbild versteht man den bewussten Einsatz des gesamten Mundbereiches und besonders der Lippen bei der Artikulation. Ein prägnantes Mundbild ermöglicht vielen Zuhörern mit Hörproblemen das sogenannte „Lippenlesen“.

In der Liturgie sind Elemente religiöser Symbolhandlungen und Rituale vorhanden, die helfen, außer dem Gehörsinn weitere Sinne anzusprechen. Die zum Segen ausgebreiteten Arme zu sehen und Blickkontakt mit dem Amtsträger bei der Verkündigung dieses Segens aufzunehmen sind Beispiele für persönliche Berührung und sinnliches Erleben im Gottesdienst.

Ein anderes Beispiel für ein durch mehrere Sinne ermöglichtes Verstehen von Inhalten ist ein von Gesten begleitetes Beten des „Unser Vater“ in Gottesdiensten.

3.5.4. Die emotionale Ebene – Stimmung im Gottesdienst

Insgesamt ist es wichtig, dass alle Gottesdienstteilnehmer gemeinsam für eine gute Atmosphäre sorgen. Was über Sprache oder Gesten nicht mitgeteilt werden kann, wird so auf emotionaler Ebene vermittelt. Das gute Gefühl, angenommen, gebraucht und verstanden worden zu sein, ist häufig wichtiger, als alle Predigtinhalte tiefgründig verstanden zu haben. Besondere Hinwendung bei Begrüßung oder Verabschiedung sowie die Beteiligung bei der äußeren Gestaltung der Gottesdienste können helfen, dieses gute Gefühl zu schaffen.

Weder die geringe Zahl von Menschen mit Behinderung noch die Schwere ihrer Behinderung darf die genannten Anforderungen an inklusive Gottesdienste in Frage stellen. Ziel ist das flächendeckende Angebot an inklusiven Gottesdiensten in allen Bezirken und Gemeinden.

3.5.5. Ergänzende Angebote

Daneben können spezielle Angebote die inklusive Seelsorge ergänzen, zum Beispiel

- Gottesdienste mit Gebärdensprache
- Gottesdienste in Einfacher Sprache
- Angebote für Menschen mit Behinderung und deren Angehörige,
- ...

Diese Angebote werden von vielen als Bereicherung und Stärkung empfunden und können der Begegnung und dem Austausch dienen. Sie sind jedoch kein Ersatz für das Bemühen um eine inklusive Gemeinde.

3.5.6. Teilhabe an Segenshandlungen

In einer inklusiven Kirche ist es selbstverständlich, dass alle an Sakramentsspendungen und Segenshandlungen teilhaben können. Eine besondere Herausforderung kann in diesem

Zusammenhang die Konfirmation darstellen. Sinnvoll ist in besonderen Fällen sicherlich eine frühzeitige und kreative Abstimmung zwischen Eltern, Lehrkräften und Seelsorgenden.

3.6. Kinder und Jugendliche mit Behinderung in unseren Unterrichten und Gruppen – einige Herausforderungen und Lösungsansätze

Die Verwirklichung von Inklusion in den kirchlichen Unterrichten kann Lehrkräfte vor Herausforderungen stellen, zu deren Bewältigung sie kompetenter Unterstützung bedürfen. Hier werden einige Denkanstöße gegeben, die als pädagogische Lösungsansätze hilfreich sein können. Sie spiegeln eine pädagogische Haltung wider, die sich dem Einzelnen zuwendet, ihn als Mensch ganzheitlich wahrnimmt und bildet und nicht nach Leistungsnormen bewertet. Lösungsansätze können immer nur individuell – abhängig von der Art der Behinderung und den gegebenen Möglichkeiten – entwickelt werden.

3.6.1. Kommunikation

Herausforderung: Alle sollen verstehen und sich verstanden fühlen.

Lösungsansatz Kommunikation:

Ich suche die jeweils passende Kommunikationsebene. Das können die gesprochene Sprache, Gebärden und nonverbale Kommunikation sein. Je jünger Kinder sind, je umfangreicher sich eine Behinderung darstellt, umso wichtiger ist eine gegenständliche Sprache mit wenig Abstraktion. Ich nutze so oft wie möglich reale Gegenstände, Bilder, Metaphern etc. Auch hier ist mir Jesus Christus ein Vorbild, wie er das Evangelium bildhaft und mit Gleichnissen lehrt. Mir ist bewusst, dass die nonverbale Art der Kommunikation von hoher Bedeutung für gegenseitiges Verstehen ist: meine Gesten, meine Mimik, meine Körperhaltung, meine Bewegungen verraten mein Denken und meine Gefühle. Sie lassen mich wahrhaftig erscheinen oder nicht. Ich Sorge für ein Gruppenklima, in dem niemand aufgrund kommunikativer Einschränkungen (stottern, stammeln, Kommunikation mit elektronischen Hilfsmitteln etc.) ausgegrenzt wird.

3.6.2. Kooperation

Herausforderung: Um allen Kindern oder Jugendlichen gerecht zu werden, brauche ich selbst Unterstützung und damit Bereitschaft zur Kooperation.

Lösungsansatz Teamarbeit:

In einer Gruppe mit Kindern oder Jugendlichen, deren Verhalten, Entwicklung und Leistungen sehr unterschiedlich sind, ist eine Doppelbesetzung durch zwei Lehrkräfte beziehungsweise Jugendbetreuer unverzichtbar. Die Eltern der Kinder und Jugendlichen mit Behinderung sind häufig Experten geworden, deren Kompetenz wir nutzen können. Sie sollten aber nicht die gesamte Bildung und Seelsorge ihrer Kinder übernehmen müssen. Im Sinne des biblischen Grundsatzes „Einer trage des anderen Last“ sollten wir vielmehr darauf achten, wie diese Glaubensgeschwister in der Gemeinde Entlastung erfahren können. (Es gibt Kulturen, bei denen die Weisesten und Klügsten die Aufgabe haben, die Kinder mit Behinderung zu erziehen.) Lehrkräfte oder Jugendbetreuer, die gemeinsam ihre Stunden vor- und nachbereiten, können sich gegenseitig entlasten, bereichern, ergänzen und wertschätzend reflektieren.

3.6.3. Didaktik

Herausforderung: Das Thema und der Inhalt (didaktisch: der gemeinsame Gegenstand) sollen alle Kinder beziehungsweise Jugendliche erreichen.

Lösungsansatz Binnendifferenzierung:

Ein räumliches Miteinander alleine macht noch keine Inklusion aus. Im Sinne von inklusivem Unterricht sollen alle Kinder beziehungsweise Jugendlichen an demselben Thema arbeiten und sich mit denselben Inhalten befassen. Pädagogen sprechen hier vom „Gemeinsamen

Gegenstand.“ Um den unterschiedlichen Leistungs- und Entwicklungsniveaus der Gruppe gerecht werden zu können, benötigt man individuelle Zeiträume sowie verschiedene methodische Angebote und Zugangsweisen. Mit Bedacht werden solche Inhalte ausgewählt, die für das Thema exemplarisch sind und für die Gruppe Bedeutung haben.

3.6.4. Nachhaltigkeit

Herausforderung: Jedes Kind, jedes Jugendliche soll etwas an Wissen, Gefühlen, Erfahrungen oder Erkenntnissen mitnehmen.

Lösungsansatz Individualisierung:

Nicht immer muss jeder mit allem erreicht werden! Ich löse mich von dem Anspruch „Alle müssen alles wissen!“ Anhand eines Themas werden mehrere Lernziele angestrebt. Das zentrale Lernziel soll von allen erreicht werden können, wenn auch in unterschiedlicher Breite und Tiefe. Grundlegend sind anschauliche und handlungsorientierte Angebote, die alle Sinne ansprechen. Das Wissen um allerlei Details kann für Kinder und Jugendliche bereichernd dazu kommen, deren Horizont weit ist und die in der Lage sind, viele Wissensangebote zu verarbeiten. Ich bin bereit zu individualisieren, Zeit aufzuwenden für eine differenzierte Vorbereitung für die unterschiedliche Bearbeitung eines gemeinsamen Themas. Durch die Arbeit im Team finde ich Entlastung.

3.6.5. Methodik

Herausforderung: Weil Menschen verschieden sind, werden unterschiedliche Methoden und Materialien benötigt, um alle Kinder und Jugendliche zu erreichen und ihnen gerecht zu werden.

Lösungsansatz Methodenvielfalt:

Ich suche unterschiedliche Zugänge zu einem Thema oder Inhalt und achte darauf, sie – im Sinne des Wortes – begreifbar zu machen. Das Thema soll einen Bezug zur Lebenswelt des Kindes beziehungsweise Jugendlichen haben. Meine Anforderungen können unterschiedlich sein, doch sollte der Einzelne sie immer bewältigen können. Alle Menschen lernen besser und leichter an Erfolgen als an Misserfolgen.

Ich suche nach Möglichkeiten, komplizierte Zusammenhänge zu vereinfachen. Ich achte auf meine Sprache, bleibe im Erfahrungsraum der jeweiligen Kinder und Jugendlichen, gebe Bilder und Beispiele, biete Rollenspiele und handelnde Auseinandersetzung an.

Ich erkenne, dass es für die individuellen Lern- und Verarbeitungsprozesse der Kinder und Jugendlichen, mit denen ich arbeite, nicht von Bedeutung ist, dass ich alles gesagt habe, was ich weiß, sondern das, was von ihnen aufgenommen wird. Um das zu erfahren, muss ich mich immer wieder rückversichern, ihnen Gelegenheiten bieten, zu sagen und zu zeigen, was sie verstanden haben.

Sollte ich mit dem Ergebnis nicht zufrieden sein, überdenke ich meine Ziele und Methoden. Ich suche gegebenenfalls nach neuen Wegen, aber niemals die Ursache bei den Kindern und Jugendlichen.

3.6.6. Motivation

Herausforderung: Kinder und Jugendliche sollen die kirchlichen Angebote gerne wahrnehmen und eine gute Verbindung zu ihrer Gemeinde und zu ihrer Kirche entwickeln.

Lösungsansatz Wertschätzung:

Ich überprüfe immer wieder meine Haltung und mein Verhalten: Sind meine emotionalen Botschaften von Liebe und Güte getragen? Sind meine Strukturen und meine Botschaften klar? Gebe ich ausreichend Lob und Verstärkung? (Tadel wirkt in der Regel demotivierend, Lob stärkend und anspornend.) Widme ich dem Gruppenklima genügend Zeit und

Aufmerksamkeit? (Je „schwieriger“ das Kind, umso wichtiger die Beziehungsgestaltung!)
Sorge ich dafür, dass nicht nur Raum für Wissen, sondern auch für Emotionen ist? Schaffe ich die Möglichkeit gleichwertiger Teilhabe? (Liebe- und verständnisvolle Zuwendung und Einbeziehung, angemessene räumliche Bedingungen als Ausdruck der Wertschätzung.)

Grundsätze für eine inklusive Bildung und Erziehung:

- Inklusion ist gegeben, wenn Kinder und Jugendliche nicht von ihrer Bezugsgruppe ausgeschlossen werden.
- Inklusion ist gegeben, wenn alle nicht nur im gleichen Raum sind, sondern auch miteinander arbeiten.
- Inklusion ist gegeben, wenn alle an den gleichen Inhalten beziehungsweise Themen arbeiten!

Umsetzungshilfen siehe Anhang.

4. Umsetzung

Vorstehende Grundsätze und Hinweise zeigen Wege zur Inklusion in Gemeinde und Kirche auf. Diese mit Leben zu füllen liegt in der Verantwortung der einzelnen Bezirke und Gemeinden.

Für die Weiterentwicklung ist die Arbeitsgruppe Inklusion verantwortlich. Ansprechpartner für Fragen, Ideen und Anregungen sind die jeweiligen Inklusionsbeauftragten der Apostelbereiche.

5. Anhang

5.1. Sprache

Nachfolgend werden in einer kurz gefassten tabellarischen Übersicht die wichtigsten Kriterien für Einfache Sprache zusammengefasst:

Worauf soll ich beim Sprechen und Schreiben achten?

5.2. Sprachliche Ebene („Einfache Sprache“)

Wortebene

Geläufigkeit	Bekannte Wörter bevorzugen; wenn notwendig, Erläuterungen einfügen
Wortlänge	Kurze Wörter bevorzugen
Positive Aussagen	Verneinungen vermeiden
Aktive Aussagen	Passive Wörter vermeiden (liegt, statt wird gelegt)
Konjunktiv vermeiden	Möglichkeitsform umgehen (z. B. könnte liegen)
Persönliche Ansprache	Du/Sie erhöht die Lesemotivation
Wörter nicht trennen	Getrennte Wörter erschweren die Worterkennung

Satzebene

Kurze Sätze	Möglichst nur einen Gedankengang pro Satz
Satzbau	Keine Verschachtelungen, eingeschobene Nebensätze vermeiden, Nur einfache Satzverbindungen aus Haupt- und Nebensatz, Klare Satzgliederung: Subjekt – Prädikat – Objekt
Redundanzen	Informationswiederholungen verwenden (an vorangegangene Informationen anschließen)

5.3. Schriftliche Ebene („Leichte Sprache“)

Textebene

Logischer Textaufbau	Gleiches zu Gleichem, Strukturierung des Inhaltes durch Absätze und Überschriften
Wichtige Inhalte zuerst	Am Anfang ist die Aufmerksamkeit noch aktiv
Unnötiges streichen	Überflüssige Informationen streichen

Gestaltung

Schrift	Klare Schriftart mit deutlichem Kontrast, Höchstens zwei verschiedene Schriftarten, Schriftgröße mindestens 14 Pt, Wichtiges und Überschriften durch fette Schrift oder Unterstreichungen hervorheben
Zeilenlänge	Nicht zu lange Zeilen, möglichst nur einen Satz pro Zeile
Textausrichtung	Linksbündig, keinen Blocksatz benutzen
Äußerliche Gestaltung	Ausreichend Rand, Nicht zu viel Text auf einer Seite
Symbole, Bilder, Zeichnungen	Eindeutige Abbildungen zur Erklärung, Strukturierung und Motivation einsetzen

Quelle: Lebenshilfe Bremen